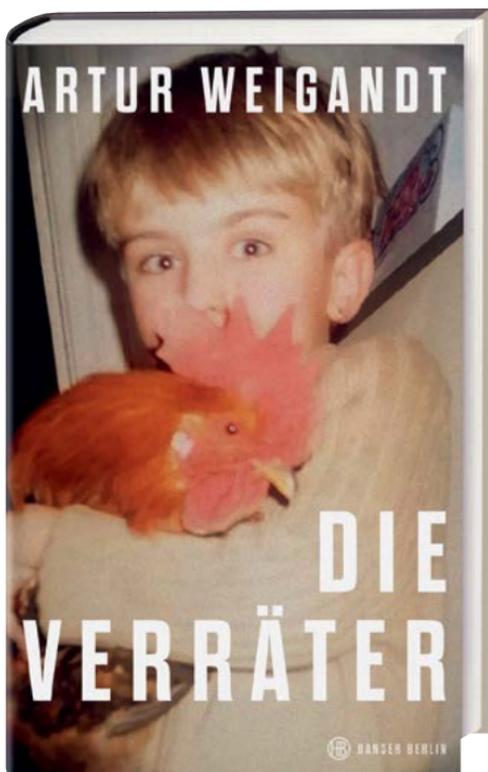


Leseprobe aus:  
**Artur Weigandt**  
**Die Verräter**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2023 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN





**ARTUR  
WEIGANDT**

**DIE  
VERRÄTER**

Hanser Berlin

Teile des Kapitels *6000 Kilometer* erschienen  
zuerst unter dem Titel *Das Dorf am Ende  
der Welt, aus dem ich komme* am 17.08.2020  
in der *Welt*.

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27590-4

© 2023 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger & Rasp, München

Motiv: © Artur Weigandt

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier | Fördert  
gute Waldnutzung  
**FSC® C083411**

Für die Heimatlosen



Ich: »Du warst schon mal in Deutschland, bevor wir hierhergezogen sind?«

Vater: »Um Geld zu verdienen und ein Auto zu kaufen. Aber es war nie der Plan, nach Deutschland zu ziehen. Wir wollten nach Russland gehen. Haben uns dann umentschieden. Deine Gesundheit war wichtiger. Die Ärzte waren in den 90ern einfach scheiße. In Kasachstan wie in Russland.«

Die größte Angst meiner Eltern war es, dass ihr Sohn stirbt; später, dass ihr Sohn irgendwann schreibt. Politiker und Journalisten, die gegen bestehende Verhältnisse aufbegehren, sind in ihrem Weltbild die Todgeweihten: Zu den Sorgen meiner Familie gehört es, öffentlich Meinungen kundzutun und Veränderungen zu fordern.



## WIR KINDER DES OSTENS

Der 24. Februar 2022 ist wie eine Nulllinie. Das ist die vorderste Front eines Kampfes. Sie trennt Freund und Feind. Sie markiert: Seitdem tobt ein erbarmungsloser Krieg. Verbindungen und Verwandtschaften zerbrechen. Dort an der Nulllinie sitzen die Soldaten auf beiden Seiten in ihren Schützengräben zwischen Dreck und Schlamm und den Maden, die sich in ihre Wunden fressen. Dort an der Nulllinie kann ein Geschoss einen Soldaten treffen, und sein Leben ist vorbei. Dort an der Nulllinie können Splittergranaten einem Soldaten den Arm wegsprengen. Die Nulllinie, das ist die absolute Hölle. An der Nulllinie, heißt es, gibt es kein Zurück mehr.

Ich bin in Kyiv, in den Tagen zwischen der Einnahme von Mariupols Hafen und dem Besuch von der Leyens in Butcha, um meinem Freund Wadim Dokumente zu übergeben, die ihm die Ausreise aus der Ukraine ermöglichen sollen. Über 2000 Euro habe ich dafür gesammelt. Männer zwischen 18 und 60 dürfen die Ukraine nicht verlassen. Ich habe Wadim hier einen anderen Namen gegeben, um ihn zu schützen.

Vor einigen Jahren bat ich Wadim, den Maidan in Kyiv zu filmen, weil ich Aufnahmen für eine Recherche benötigte. Wadim ging hin und filmte den leeren Platz in der Mitte der Stadt. Wenig später wurde er vom ukrainischen Geheimdienst verhaftet und verhört. Denn am selben Tag, zur selben Stunde wurde eine diplomatische Delegation erwartet. Stundenlang befragten sie Wadim. Er sagte, er sei nur ein Hobbyfotograf, der den Platz fotografieren wollte. Nach einem halben Tag ließen

sie ihn gehen. Erst später erzählte er mir, unter welchen Umständen die Aufnahmen entstanden waren. Er sagte: »Freunde werden nicht verraten.« Aus ominösen Gründen wollte er den Verhörern nicht verraten, wofür er die Aufnahmen machte. »Zu viel Aufmerksamkeit, das ist gefährlich«, sagte er. Ich verstand es nicht, fragte nach – bohrte tiefer.

Er sagte: »Vielleicht ist es auch eine sowjetische Angewohnheit meiner Eltern, aber in einem Land, in dem jeder ein Verräter sein kann, muss man vorsichtig sein mit dem, was man preisgibt.« Ich verstand sofort, was er meinte.

Auf meinem Handy ploppt eine Nachricht auf: Bombenalarm. Ich stehe auf und packe das Nötigste in meinen Rucksack: Reisepass, Powerbank und die Dokumente. Morgen treffe ich Wadim, um sie ihm zu geben. Wir müssen es wenigstens versuchen. Alles andere wäre ein Verrat an unserer Freundschaft, denke ich und ziehe den Reißverschluss des Rucksacks zu.

Um 6:00 Uhr morgens schlägt in der Nachbarschaft eine Bombe ein. Ich liege in einem Schlafsack im Flur, um mich zumindest vor berstenden Fensterscherben zu schützen. Einen Bunker wie in den alten sowjetischen Häusern im Viertel gibt es hier nicht. Sie sollten die Bewohner vor den Nazis oder dem bösen Westen schützen. Ausgerechnet gegen einen Angriff von Russland werden sie jetzt gebraucht.

Die Metro ist vielleicht 800 Meter entfernt, aber ehrlich: Ich bin zu faul, so früh morgens loszulaufen, um im Untergrund Schutz zu suchen. Ich nehme mir ein Beispiel an Wadim. Bei unseren letzten Telefonaten sagte er, dass er den Raketenalarm ignoriere. »Wenn ich getroffen werde, dann werde ich getroffen. Ich brauche meinen Schlaf.« Ich konnte nicht anders, als zuzustimmen: Wer bin ich, ihm irgendwelche Ratschläge zu geben? Der Krieg und die Gefahr sind alltäglich geworden. Ganz

normal. Ich versuche nur, mich anzupassen. Die doppelten Wände werden einer Explosion schon standhalten, denke ich.

Meinen Eltern verschweige ich, wo ich bin.

»Mir geht es gut, Mama. Mach dir keine Sorgen, ich bin in Berlin.«

»Papa, ich komme euch bald besuchen. Wenn der Krieg vorbei ist. Gerade viel zu tun.«

Mein Vater und meine Mutter glauben mir, vielleicht wollen sie mir auch einfach glauben. Mein Bruder sagt: »Alle fühlen, dass du nicht da bist. Dass du dort bist.«

Meine Eltern haben ein Credo, das sie bei jeder Gelegenheit predigen, am Frühstückstisch, beim Mittagessen, abends beim Fernsehen: »Misch dich nicht ein. Nicht in die Politik. Sei unsichtbar. Wer zu viel spricht, könnte sich verraten.« Das Credo meiner Eltern steht für alles, was meine Diaspora betrifft. Für ihre Unsichtbarkeit. Für meine Unsichtbarkeit. Für meine Heimatlosigkeit.

Wenn ich aus dem Fenster schaue und all die hohen Wohnhäuser sehe, denke ich an das Ausmaß der russischen Zerstörung. Und dass hier in Kyiv irgendwo ein Teil meiner Familie lebt. Ein Teil der Familie, der mein Dorf Uspenka, meinen Geburtsort, verließ, um in ihre ursprüngliche Heimat zurückzukehren.

Es gab in der Sowjetunion sieben Dörfer namens Uspenka. Wenn nicht sogar mehr. Google, Yandex, Bing: Alle Suchmaschinen kommen auf andere Ergebnisse. Eines im Donbas: heute besetzt von russischen Soldaten. Eines in Russland: menschenleer. Und mein Uspenka: halb so groß wie vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Früher 5600, heute circa 3100 Einwohner. Ein Großteil der jungen Menschen hat mein Dorf in den 90ern verlassen. Wie meine Eltern.

Was all diese Uspenkas gemein haben, ist, dass sie Orte der Flucht sind. Uspenka, das ist kein Ort, an dem man freiwillig blieb. Auch keiner, an den man freiwillig kam. Kaum einer wollte freiwillig in einem Uspenka leben.

Mein Uspenka liegt in der Steppe Zentralasiens. Über 4000 Kilometer entfernt von Deutschland. Am anderen Ende der Welt. Die nächstgrößere Stadt, Pavlodar, ist zwei Stunden entfernt. Bis zur russischen Grenze sind es vier Stunden mit dem Auto. Kasachstans Hauptstadt Nur-Sultan (damals hieß sie Astana) ist mindestens sieben Stunden weit weg. Und dazwischen viel Nichts.

Die Steppe, das ist ein Ort der Extreme: Im Winter ist es kalt. Sehr kalt. Manchmal bis zu minus 40 Grad Celsius, mit Schnee, der die Steppe in eine arktische Landschaft verwandelt. Nichts als Weiß. Im Sommer ist es heiß, so heiß, dass man seine Kleidung vor lauter Schweiß und Staub alle zwei Stunden wechseln müsste. Aus einer erfrischenden Brise wird in der Steppe schnell ein trockener Wind. Und aus dem trockenen Sommerwind kann wie aus dem Nichts ein Sturm mit Blitz und Donner werden. Wer sich da noch mitten in der Steppe befindet, wird zu einem Spielball der Naturgewalten. Das weite Nichts hat so manchen Menschen verschwinden lassen.

Die Felder in der kasachischen Steppe, so unfruchtbar und trocken sie sind, erzählen eine Geschichte der Wanderung und Bewegung. Von dort gingen meine Urgroßmutter und die Cousine meiner Mutter zurück nach Belarus. Andere Familienmitglieder gingen nach Russland, nach Moskau, an die Polarkappen.

Der Krieg Russlands gegen die Ukraine verwischt die Spuren unserer Familie. Mit jedem Schuss. Mit jeder Granate. Mit jeder Explosion habe ich das Gefühl, dass Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ineinanderfallen. Der Zusammenbruch

der Sowjetunion. Der Zweite Weltkrieg. Deportationen. Verreibungen. Krieg und Frieden. Russlands Krieg gegen die Völker der ehemaligen Sowjetunion, gegen die Brudervölker und Schwesterstaaten, er hat nie aufgehört. Er wird seit Hunderten von Jahren fortgeführt.

Auch wenn die Menschen, die aus meinem Dorf Uspenka kommen, von sich behaupten, verschiedene kulturelle Identitäten zu haben, wurden sie alle russifiziert. Sie wurden von Institutionen umbenannt, die ihnen ihre Wurzeln und ihre Identität nahmen. Sie wurden zu einem einheitlichen sowjetischen Menschen geformt; ihre Herkunft und Kultur waren nur noch im sowjetischen Pass unter dem Abschnitt »Nationalität« erkennbar und an der Tracht, die sie einmal im Jahr zum Tag der Völker überzogen. Sie waren eine neue Spezies: der Homo sovieticus. Der Homo sovieticus ist ein Mensch, der keine nationale Identität mehr aufweist und die gesamte UdSSR als seine Heimat sieht.

Kultur hielt in der Sowjetunion nur als Schablone her, die der Staatsideologie der »vereinten Völker« diente. Selbst in der Musik wurde dieser Gedanke zu den Menschen getragen. Es gibt ein Lied, an das ich immer wieder denken muss, über einen Menschen, der keine persönliche Anschrift hat. Seine Adresse ist »die Sowjetunion«.

Das »Uns« in diesem Lied, es flüstert mir zu, dass es kein Ich, kein Du mehr gibt. Es gibt nur noch ein Wir, und dieses unpersönliche Wir wird mit der Eisenbahn in die gesamte sowjetische Welt deportiert. In die tiefen Wälder, in die Steppe und die unwirtlichen Berge dieses Landes, um die Kultur und die Eigenständigkeit eines jeden Menschen zu vernichten.

Die Räder des Eisenbahnwagens diktieren uns,  
Wo wir uns dringend sehen sollen.  
Meine Telefonnummern sind  
Verteilt in den Städten.

Das Herz sorgt sich, das Herz ist aufgeregt,  
Die Postfracht wird abgefertigt.  
Meine Adresse hat weder eine Hausnummer  
noch eine Straße,  
Meine Adresse ist die Sowjetunion.

Genau solche Menschen sollten die Menschen der ehemaligen Sowjetunion werden – angeglichen und vereinheitlicht. So wie die Steppe ließ das sowjetische System, das in die privatesten Lebensbereiche vorgedrungen war und alle Menschen mit harter Hand an sich gebunden hatte, sie verschwinden. Vor einem autoritären System kann man sich genauso wenig schützen wie vor der Natur. Nur Gott kann diese Natur kontrollieren. Und Gott wohnt in Moskau. Er sitzt im Kreml an seinem langen, breiten Tisch. Von dort aus bestimmt er das Schicksal der Menschen: Über das Radio hallt seine Stimme bis in die Steppe hinaus. 6:00 Uhr morgens, »Goworit Moskva«, »Moskau spricht«. Diejenigen, die seiner Stimme nicht folgen, lässt er deportieren. Sterben oder leben, überleben: Die Stimme aus dem Radio will unangefochtene Loyalität zum Sozialismus, zur Regierung, zu Moskau.

Wer in den 90ern in Deutschland ankam, war kein Ukrainer, kein Russe, kein Belaruse: Wir waren alle Exemplare des Homo sovieticus. Wir verließen ein untergehendes Reich und waren nicht dabei, als die Nationen sich ihre Wiedergeburt erkämpften. Dieses Trauma, diesen geschichtlichen Schmerz nahmen wir mit nach Deutschland.

Wir waren Menschen mit georgischen, mongolischen, russischen, belarussischen, ukrainischen Wurzeln: Nationen, die in ihrer Geschichte miteinander verbunden sind. Bis heute. Von Kasachstan nach Russland. Von Russland nach Belarus. Von Belarus in die Ukraine. Von Deutschland nach Kasachstan.

Mein Vater sagt immer, Loyalität sei das Wichtigste, etwas Wichtigeres gebe es nicht. »Wenn dich ein Freund verrät, dann solltest du aufhören, ihn Freund zu nennen.« Meine Mutter sagt das Gleiche. »Such dir Freunde, die die gleiche Erziehung hatten wie du. Sie werden dich nicht verraten.« Hier in Deutschland gibt es keine Verantwortung gegenüber den Menschen: Geflüchtete werden mit Blumen und Geschenken empfangen. Aber nach einigen Monaten werden diese Menschen lästig, wie Hunde, die man aufnimmt, und sobald es anstrengend wird, will man sie wieder aussetzen. Deutschland, das ist die Heimat des Verrats. Hier geht es nicht um Menschlichkeit. Es geht um den Schein. Es geht darum, so zu tun, als wäre dieses Land auf der guten Seite der Geschichte. Dabei ist es nur Heuchelei.

Viele von uns leben inzwischen in Deutschland. Nur sehen kann man uns nicht, die postsowjetischen Migranten. Unsichtbar sein, das können wir gut. Wir Kinder des Ostens.

Mein Name ist Artur Weigandt. Der Nachname ist deutsch. Der Vorname klingt deutsch. Manch einer erkennt an meinem Vornamen, dass dieses eine »h« fehlt, das die westliche Version meines Namens beinhaltet. Ein Hinweis auf meine Herkunft? Definitiv.

Für meine Eltern war »Artur« ein deutscher Name. Eigentlich sollte ich Pavel heißen. Aber Pavel, so haben Freunde, die in Deutschland lebten, ihnen gesagt, klinge zu russisch. Dabei waren weder mein Vater noch meine Mutter russisch. Sie waren nur Staatsbürger der Sowjetunion. Im sowjetischen Pass mei-

nes Vaters stand: deutsch. Er hatte nie eine andere Wahl. Er konnte nur »deutsch« sein, weil seine Vorfahren deutsch waren. Ein Deutscher, der kein Deutsch sprach, weil Deutsch sprechen, zumindest in dem Dorf seiner Herkunft, nicht erwünscht war.

Meine Mutter musste sich mit 16 Jahren zwischen der Staatsangehörigkeit zu Belarus oder zur Ukraine entscheiden. Sie wählte damals die ukrainische Nationalität ihres Großvaters, damit er sich als einziger Ukrainer nicht alleine fühlte. Ihre vier Geschwister wählten nämlich die Nationalität ihrer Großmutter: belarussisch, und mussten folglich auch ihren Nachnamen annehmen: Braginetz. Meine Mutter blieb eine Balanda.

Auf meinem Handy ploppt eine Nachricht auf: »Bombenalarm aufgehoben.« In der Stadt ist es still. Nur die Kinder, die unten auf den Hof rennen, höre ich durchs Fenster. Ich ziehe meine Jacke an, packe die Unterlagen in einen Rucksack und fahre mit dem Fahrstuhl runter.

Draußen wartet Wadim auf mich, in seiner blauen Zara-Jacke mit falschem Fell, die er vor einigen Jahren in Deutschland gekauft hat. Ohne Lächeln im Gesicht.

Vor dem Krieg lächelte er ständig. Ganz egal, ob er sich von seiner Freundin getrennt oder seinen Job verloren hatte. Er lächelte. Ein Lächeln aus Stahl. Ein Lächeln, das nicht zu brechen war. »Dem Leben muss man immer mit einem Lachen begegnen, dann wird alles gut«, sagte er und lachte. Ich fand das kitschig und dachte, dass genau solche Sätze in vielen Wohnungen in Deutschland als Postkartensprüche an der Wand hingen. Jetzt aber vermisse ich sein Lächeln.